Rabelais' Gargantua und Fischarts Geschichtklitterung.

Die französische Litteratur hat schon in ihren frühesten Erzeugnissen einen Einfluſs auf die deutsche Dichtung ausgeübt; eine groſse Anzahl der mittelhochdeutschen Ritterepen der ersten Blüteperiode derselben gehn auf französische Vorbilder und Quellen zurück. Doch sind unsere nationalen Dichter dadurch nicht in unrühmliche Abhängigkeit geraten; sie machten die fremden Stoffe, die sie in Deutschland einführten, sich so dienstbar, daſs sie damit nach Belieben schalteten und walteten und ihre volle Selbständigkeit bewahrten. Ein ähnliches Verhältnis nimmt auch Fischart, der die lange unterbrochene Verbindung mit der französischen Litteratur erneuerte, der letzteren gegenüber ein. Indem er das bedeutendste Werk des sechzehnten Jahrhunderts, den satirischen Roman des Rabelais, in seinem ersten Teile seinen Landsleuten zugänglich macht, tritt er seiner Quelle mit vollkommenem Selbstbewuſstsein gegenüber; sein eignes Wesen läſst er zur Geltung kommen, während er jenem in seinem Werke das Wort verstattet; er tritt ihm gegenüber wie „dem Gaste der Hausherr, der sich sein Hausrecht wahrt". In dieser Stellung dem Werke Rabelais' gegenüber liegt die Bedeutung der Fischartschen Geschichtklitterung für die deutsche Litteratur; hätte sich Fischart auf eine bloſse Übersetzung beschränkt, so wäre diese heute nur noch von untergeordnetem Interesse. Das Verhältnis beider Werke zu einander soll nun der Gegenstand der vorliegenden Arbeit sein, indem dieselbe zunächst den Inhalt des Rabelaisschen Romans ins Auge faſst.

Der Schauplatz der Handlung im Gargantua ist die Touraine; die Umgegend von Chinon, dem Geburtsort Rabelais', ist zu einem Reiche von ungeheueren Dimensionen vergröſsert, das ein Heer von 100 500 Mann zu stellen vermag. Die meisten der Ortsnamen sind dort nachzuweisen, und die Stadt Lerné, die Heimat der Kuchenbäcker, die zum Lande des feindlichen Königs Picrochol gehört, ist nur 2 kleine Stunden von Chinon entfernt. Vieles im Gargantua geht auf eine schon früher erschienene, ziemlich roh erzählte Riesengeschichte zurück, welche mit Merlin und der Artussage in Zusammenhang gesetzt wird, und die nach allgemeiner Annahme in einer nur wenig Neues hinzufügenden Überarbeitung von Rabelais vor dem zweiten, zuerst erschienenen Buche des Pantagruel herausgegeben worden ist. Mit Benutzung einiger Züge daraus lieſs er dann die Geschichte des Gargantua der des Pantagruel folgen. — Der erste Abschnitt des Romans behandelt zunächst die wunderbare Abstammung, die merkwürdige Geburt und das sonderbare, auf alles Schmutzige und Rohe gerichtete Treiben des Riesensprößlings. Durch das Wunderbare und Kolossale, das überall, besonders auch in der Ernährung und Bekleidung des Kindes zum Ausdruck kommt, sollen die Ritterromane mit den erstaunlichen Eigen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schaften und Thaten ihrer Helden verspottet werden, indem alles bis zum Grotesken übertrieben und so *ad absurdum* geführt wird. Gleichwie Alexander dem Aristoteles, so wird Gargantua später einem gelehrten Doktor der Philosophie, Tubal Holofernes, und darauf einem alten Hüstler, dem Jobelin Bridé, zur Erziehung übergeben. Der Inhalt der sophistischen Bücher, welche diese mit ihm studieren, dient indes keineswegs dazu, Gargantua gescheiter zu machen; im Gegenteil, er wird immer dümmer, einfältiger, träumerischer und verwirrter. Zum Glück für Gargantua wird dieser Methode der matäologischen Phantasten aus der alten Zeit, deren Wissen nur Dummheit, deren Weisheit nur leeres Stroh ist, welches die guten edlen Geister verbastardiert und alle Jugendfrische erstickt, noch beizeiten Einhalt gethan; das einfältige und lächerliche Benehmen seines Sohnes gegenüber der verständigen und klugen Ausdrucksweise und dem artigen und wohlgesitteten Auftreten des jungen Eudämon veranlassen den Grandgousier, den früheren Lehrer mit Schimpf davon zu jagen und seinen Sohn von Ponocrates weiter erziehen zu lassen, und zwar in Paris, dem Sitze der Wissenschaft. Auf einer ungeheueren, vom Vizekönig von Numidien gesandten Kamelstute, die mit ihrem Schwanz einen ganzen Wald niedermäht, um sich von den Schmeifsfliegen zu befreien, gelangt Gargantua dorthin. Der Neugierde der Einwohner, die ihn anstaunen wie ein Wundertier, weifs er sich auf seine riesenhaft grobe Weise zu erwehren; dabei nimmt er von der Notredamekirche die Glocken mit, um sie seiner Stute als Schellen um den Hals zu hängen. Darob gerät die ganze Stadt in grofsen Aufruhr; in der Sorbonne strömt das Volk zusammen, und nach langer Beratung wird von der Fakultät der älteste und würdigste der Sophisten, Meister Janotus von Bragmardo mit drei Pedellen mit roten Nasen und fünf oder sechs schmierigen inertischen Magistern *(magister in artibus)* abgeschickt, um die Glocken zurückzufordern. Während sie in der Trinkhalle, wohin sie zum Willkommen geführt werden, zechen, liefert Gargantua die Glocken aus, und hört dann mit seinen Freunden die Rede des Sophisten an, in welcher mit unnachahmlicher Meisterschaft die verkehrte Gelehrsamkeit, die Niedrigkeit der Gesinnung und der Schmutz der Sorbonnisten verspottet wird, und welche zeigen soll, wohin die sophistische Erziehungsmethode führen kann. Von einem kommt der gute Magister aufs andere, immer mehr verwirrt er sich in seinem benebelten Zustande, untermischt seine Worte mit gespreizten scholastischen Brocken und dem herrlichsten Küchenlatein und begeht die gröbsten grammatischen Schnitzer; dabei unterbricht er sich alle Minuten mit Husten und Spucken, so dafs, als er geendet hat, die Zuschauer so lachen, dafs ihnen die Thränen die Wangen herablaufen. Als Belohnung erhält er 10 Stangen Wurst und alle die anderen Dinge, von denen er in seiner denkwürdigen Rede gesprochen, und statt des erwähnten Paares Hosen 7 Ellen Tuch; da er aber die ihm von der Fakultät in Aussicht gestellte Belohnung noch einmal fordert, und sie ihm verweigert wird, so strengt er einen Prozefs gegen sie an, womit Rabelais einen Seitenhieb auf die Endlosigkeit der Prozesse und den Schmutz der Sophisten verbindet.

Im zweiten Abschnitt beginnt die ernsthafte Erziehung unter Leitung des Ponocrates. Als richtiger Pädagog läfst dieser seinen Zögling erst noch einige Zeit in seiner von früher her gewohnten Weise fortleben; Schlafen, Trinken, Messehören, Gebete herunterleiern, Essen, Karten- und Würfelspiele füllen den Tag so vollständig aus, dafs nur eine knappe halbe Stunde zum Studieren übrig bleibt. Nachdem durch eine Nieswurzpurganz Gargantua von seinen üblen Angewohnheiten befreit worden ist, richtet Ponocrates seinen Studienplan in ganz andrer Weise ein. Keine Stunde des Tages darf verloren gehn; gegenüber der formalistischen Ausbildung der Scholastiker soll Gargantua zu einem an Geist und Körper gesunden Manne und zum wirklichen Herrn eines Reichtums an positivem Wissens gemacht werden: es ist dies einer der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wichtigsten Teile des ganzen Rabelaisschen Werkes. Den alten Schriftstellern besonders wird die geistige Nahrung entnommen; aber der Inhalt ihrer Werke wird selbständig verarbeitet und zur Wirklichkeit in Beziehung gesetzt; die aus den Büchern erworbenen Kenntnisse werden durch die Anschauung, die unmittelbare Beobachtung der Natur und der Einrichtungen und Äufserungen des sozialen Lebens fortwährend belebt, so dafs kein trockner unbrauchbarer Wissenswust entsteht. Neben dieser vielseitigen Ausbildung in den Wissenschaften ist Gargantua auch ein Meister in allen körperlichen Fertigkeiten und Künsten. Durch Jagen, Fechten, Reiten, Schwimmen, Klettern und Turnübungen werden die Körperkräfte gestählt und ausgebildet und ein Gegengewicht geschaffen gegen die geistige Anstrengung; unter den Künsten wird besonders die Musik gepflegt. Die Reinlichkeit und Pflege des Körpers steht in Gegensatz zu seiner vorherigen Unsauberkeit und Vernachlässigung in dieser Hinsicht und derjenigen der klösterlichen Anstalten; dadurch sowie durch die Erziehung zum selbständigen Denken ist die Grundlage gegeben zu einer gesunden Sittlichkeit. Es wird aber auch die religiöse Erziehung nicht vergessen; das Tagewerk beginnt und schliefst mit einem Gebete an den Schöpfer; man studiert jeden Morgen fleifsig in der heiligen Schrift, singt Psalmen und besucht die Predigten der guten evangelischen Prediger. Von Messen, deren Gargantua früher 26—30 hörte, und den Paternosterkränzen ist freilich jetzt keine Rede mehr, ein Zeichen für Rabelais' evangelischen Standpunkt.

Unterdessen waren die Hirten Grandgousiers mit den Kuchenbäckern von Lerné in Streit geraten, in welchem die Kuchenbäcker den kürzeren gezogen hatten. Auf ihre Klage bei ihrem Könige Picrochol hin hatte dieser schleunigst den ganzen Heerbann aufgeboten; mit einem ungeheueren Heere war er in das Gebiet des Grandgousiers raubend und plündernd eingefallen. Nach der Plünderung von Seuillé erobert der König mit seiner Hauptarmee Laroche Clermaud; ein Teil aber ist in den Weinberg des Klosters von Seuillé eingebrochen, um sich an den Weintrauben gütlich zu thun. Aber sie finden hier einen furchtbaren Gegner, den Bruder Jean, der, anstatt wie die anderen Mönche eine Prozession zu veranstalten und mit Litaneien und Responsorien für die Abwendung der Feindesnot zu bitten, zürnend mit dem Kreuzesholze hinausschreitet, um den Weinberg, das kostbare Gut, zu retten, und allen Feinden den Garaus macht, wobei er selbst die Verwundeten nicht schont. — Kaum glaubhaft erscheint die Kunde von dem Einfall seines alten Freundes und Waffengefährten, dem er nie etwas zuleide gethan, dem friedliebenden Grandgousier. Doch ist er trotz seines Alters entschlossen, seine Unterthanen zu beschützen, nachdem er zuvor Mittel und Wege versucht hat, den Frieden wiederherzustellen. In einem würdevoll gehaltenen Schreiben, das ein Zeugnis seiner hohen Gesinnung ist, ruft er seinen Sohn von Paris zurück; er sendet seinen Vasallen Gallet an den König Picrochol, um ihn an ihre alte Freundschaft und an die Unbeständigkeit des Glückes zu gemahnen und ihm seinen grundlosen und unberechtigten Treubruch vorzuhalten, und schickt sogar, als er die Ursache des Streites erfahren, fünf Wagenladungen voll Honigkuchen und eine reichliche Geldentschädigung und ein Schmerzensgeld für die beleidigten Bäcker. Alles ist umsonst: Picrochol läfst auf den Rat seines Hauptmanns Toucquedillon das Gesandte zurückbehalten, räumt aber die Festung Laroche Clermaud nicht, sondern stimmt den überspannten Plänen seiner Hauptleute zu, die ihn überreden, die ganze Welt zu erobern. In ihren Hirngespinsten und ihren albernen Renommistereien werden nicht nur ihre Eroberungsgelüste, sondern die Eroberungskriege im allgemeinen, besonders aber die zeitgenössischen Herrscher, wie Karl V., verspottet. Vergebens warnt Echephron, einer von des Königs Beratern, vor solchen abenteuerlichen Plänen und erinnert an die Fabel von dem Milchtopf; er wird von den anderen nur lächerlich gemacht. — Im weiteren Fortgang

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Erzählung ist die Satire hauptsächlich wieder gegen die Wunder der Ritterromane gerichtet, welche bis zur Unmöglichkeit übertrieben und dadurch lächerlich gemacht werden. Gargantua bricht mit seinen Begleitern von Paris auf. Da er unterwegs auf zahlreiche Feindeshaufen stöſst und von der Anwesenheit anderer im Walde von Vaugaudry und Vede erfährt, bleibt er bei einem Freunde seines Vaters, und schickt den Gymnast auf Kundschaft aus. Als dieser mit der Schar des Hauptmanns zusammengerät, weiſs er durch seine halsbrecherischen Akrobatenkünste zu Pferde den Feinden den Glauben beizubringen, daſs er der leibhaftige Teufel sei; sie fliehen daher nach allen Seiten, welchen Umstand Gymnast dazu benutzt, den Tripet zu töten. Auf die Nachricht davon zieht Gargantua weiter. Unterwegs reiſst er einen ganzen Baum aus und zerstört damit das Schloſs von Vede; die Kanonen- und Flintenkugeln, die ihn dabei treffen, hält er für Weinbeeren und Mücken, und als er nach Hause kommt, kämmt er sie mit seinem aus Elfenbeinzähnen bestehenden Kamme aus den Haaren; da sie aber weder er noch Grandgousier gleich kennt, so benutzt dies Rabelais, um hier einen kräftigen Hieb auf den in den Klosterschulen herrschenden Schmutz zu führen, indem er namentlich dafür das Kolleg Montagu anführt, in dem viele berühmte Leute der Zeit, unter anderen Erasmus von Rotterdam, ihre Ausbildung erhalten hatten. Vor dem Abendessen iſst Gargantua eine Schüssel Lattichsalat, und dabei geraten sechs Pilger in seinen hohlen Zahn, aus dem sie nur mit knapper Not entrinnen, als sie Gargantua infolge der entstandenen Zahnschmerzen aus den Zähnen stochert; der eine von ihnen, Lasdaller, beweist seinen Gefährten, daſs sich die Voraussagung ihres Geschickes schon in den Psalmen Davids finde — eine Verhöhnung der frivolen Auslegung des biblischen Wortes. Aus Freude über seines Sohnes Rückkehr hat Grandgousier ein groſses Bankett veranstaltet, zu dem auf Betreiben Gargantuas, der von Bruder Jeans Heldenthaten gehört hat, auch dieser eingeladen wird. So lernen wir ihn, die Lieblingsfigur des ersten Buches näher kennen. Durch seine oft mit recht derben Witzen gewürzten Scherzreden erobert er sich rasch aller Herzen. Auch er ist unwissend, wie seine Ordensbrüder; in seiner Abtei studieren sie alle nicht, denn sein seliger Abt pflegte zu sagen, es gäbe nichts Abscheulicheres als einen gelehrten Mönch; aber er ist kein Gleisner, geht nicht zerlumpt einher, wie die anderen, ist brav, resolut, lustig und ein guter Tischgenoſs; er arbeitet, schafft, beschirmt die Unterdrückten, tröstet die Traurigen und hilft den Angefochtenen, während die anderen unnütz sind wie die Affen, durch ihre Trägheit und ihr Glockengebimmel der Welt zur Last fallen. Ihre Gebete plappern sie nur so her und mit Gott treiben sie ihr Gespött; nicht für andere, sondern ihrer fetten Mahlzeiten und Suppen wegen leiern sie ihr unverstandenes Zeug herunter. Jean dagegen wendet die vorgeschriebene Gebetszeit doch noch zu nützlichen Verrichtungen an, dreht Armbruststränge, poliert Spanner und Bolzen und strickt Netze für den Kaninchenfang. Dazu ist er ein guter Franzose und zieht weidlich über die her, die seinen guten König bei Pavia in Stich gelassen haben; die feigen Ausreiſser haſst er über alles; für sie ist die Mönchskutte das beste Mittel, die alle Feigheit kuriert, was Rabelais mit beiſsenden Bemerkungen über die Unsittlichkeit der Mönche begründet. An ihm haben daher Gargantua und seine Leute einen trefflichen Bundesgenossen; mit dem Kreuzholze bewaffnet und nur mit seiner Kutte angethan, schlägt er wie vorher tapfer auf die Feinde los, tötet ihren Hauptmann, befreit sich selbst aus der Gefangenschaft und vernichtet allein die ganze feindliche Vorhut. Auch die vorher erwähnten Pilger, die dem Feinde in die Hände gefallen waren, befreit er und bringt sie nebst dem gefangenen Hauptmann Toucquedillon zu Grandgousier, welcher ihnen das Thörichte ihrer Pilgerfahrt, die sie unternommen hatten, um um Verschonung von der Pest zu bitten, vorstellt, und sie mit der Ermahnung entläſst, nie wieder solche nutzlosen Reisen zu unternehmen, sondern für

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihre Familie zu sorgen, in ihrem Berufe zu arbeiten, ihre Kinder zu unterweisen und so zu leben, wie es der gute Apostel Paulus lehrt: wiederum ein Zeugnis von Rabelais' evangelischem Standpunkte, der sich die Gelegenheit nicht entgehn läſst, seine Pfeile zu schleudern gegen die verderbliche Lehre der Kirche, welche die Heiligen als die Plagegeister der Menschen hinstellt, und die Unsittlichkeit der Mönche, die aus der Abwesenheit der Wallfahrer von ihrem Hause Vorteil zieht. Des weiteren wendet sich Rabelais in der Rede des Grandgousier an den gefangenen Toucquedillon gegen die Eroberungskriege, die er als eine Räuberei und Schandthat bezeichnet, weil sie der Vorschrift des Evangeliums von der Nächstenliebe widerstreiten, und verherrlicht die weise Regierung eines friedfertigen Fürsten, der nur das Wohlergehn seiner Unterthanen im Auge hat; als solchen stellt er den Grandgousier immer dem bittergalligen Picrochol gegenüber. Ihm sind daher sowohl die Bundesgenossen als auch die eigenen Soldaten treu ergeben und unbedingt gehorsam. In Gnaden und reich beschenkt entläſst er den gefangenen Hauptmann, damit dieser womöglich seinen König von der Unklugheit und dem Unchristlichen seines Unternehmens überzeuge, was indessen ohne Erfolg ist. Gleich hochherzig ist auch sein Sohn gesinnt. Als Laroche Clermaud erobert, Picrochol vertrieben und somit der Krieg glücklich beendigt ist, feiert er, dem Geiste seiner Ahnen getreu, den Sieg nicht durch Triumphe und steinerne oder eherne Denkmäler, sondern sucht sich durch Gnade ihre Herzen zu gewinnen, gleichwie von einem seiner Vorfahren ein besiegter König nicht mit Grausamkeit behandelt, ins Gefängnis geworfen und ihm ein unerschwingliches Lösegeld aufgelegt wurde, wie es andere katholische Könige und Kaiser (nämlich Karl V. mit Franz I.) thaten, sondern mit Geschenken und Freundschaftsbeweisen wieder in sein Land entlassen wurde. So dürfen auch die Leute Picrochols reich beschenkt und unter sicherem Geleite von dannen ziehen; und selbst die Aufwiegler, die Picrochol aufgehetzt, kommen glimpflich weg: sie müssen an den Pressen seiner neu errichteten Druckerei arbeiten; die Sieger aber werden von ihm und seinem Vater reich belohnt.

Der Bruder Jean soll zur Belohnung Abt eines der Klöster im Lande werden. Er will aber mit Mönchen nichts zu thun haben, sondern bittet darum, sich eine Abtei nach eigner Idee gründen zu dürfen in dem Lande Thelema (von *θέλω* freiwillig thun). Sie soll in allen Beziehungen zu den Klöstern im Gegensatz stehn. Rabelais zeichnet hier ein Idealbild der Lebensweise der vom Humanismus durchdrungenen Menschen. Das Lebensideal des christlichen Mittelalters war die Selbstentäuſserung und Weltflucht; der Mönchsstand daher der vollkommenste Stand. Nach dem Menschheitsideal des Humanismus aber wird die Stufe der Vollkommenheit erreicht durch die freie Ausübung eines durch gute Erziehung bestimmten Willens. Das in dem Gewissen des humanistischen Menschen vorhandene Ehrgefühl, das durch seine Erziehung aufs feinste ausgebildet ist, schreibt ihm das Rechte vor. Deshalb sind keine äuſseren Gelübde, keine Klostermauern nötig, sondern das ganze Ordensgesetz lautet: Thu, was du willst. Ihre humanistische Erziehung führt sie von selbst ihrem Lebensziel entgegen. Und dieses tritt ebenso dem mittelalterlichen, klösterlichen gegenüber, wie der mittelalterlichen Dressur und formalistischen Ausbildung die realistische Erziehung des Gargantua, die Geist und Körper gleichmäſsig ausbildete und den Geist mit einem wirklichen Wissensschatz erfüllt, und durch Anschauung und Beispiel ihn zu eigner Erfahrung und selbstständigem Denken anregt. Die Einteilung der Beschäftigung nach Stunden und die Klostergelübde werden aus dem Thelemiterstift verbannt; das ganze Leben wird nach eigner Wahl der Insassen eingerichtet. Sie gehören nicht nur einem Geschlechte an, sondern beiden, und sind nur räumlich von einander gesondert; aber nur schöne, wohlgeartete und wohlgestaltete Männer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Frauen werden aufgenommen. Eine Überschrift über dem Portal bestimmt, wer eintreten darf, und wer nicht; nur Brave, Edle und Gute, wahrhaft Fromme und doch Freimütige, edle Ritter und Frauen sind eingeladen; Scheinheilige, Geldgierige, Rechtsverdreher, Volksbedrücker, Wucherer und Geizhälse aber ausgeschlossen. Die Aufgenommenen aber brauchen nicht ihr ganzes Leben dort zu verbringen, sondern können austreten, wann es ihnen beliebt; an Stelle der drei klösterlichen Ordensgelübde wurde bestimmt, dafs man sich verheiraten und reich sein dürfe und in Freiheit leben solle. Das Gebäude, dessen Beschreibung im einzelnen wir übergehn, ist vornehm, die innere Ausstattung sehr reich; eine Bibliothek in sechserlei Sprachen und eine Gemäldegallerie sorgen für die geistige Zerstreuung. Aber auch auf sonstige Kurzweil ist durch einen Turnierplatz, eine Reitbahn, ein Badehaus, ein Theater, durch Lust- und Obstgärten, den Wildpark, die Schiefsstände, den Wirtschaftshof, den Marstall, die Falknerei und die Jägerei reichlich Bedacht genommen; so wird auch hier wieder die Pflege des leiblichen Wohles in den Vordergrund gerückt.

Ein solcher Stoff mufste schon von vornherein das lebhafteste Interesse des deutschen Dichters Fischart erwecken, dessen ganzes Leben ein Kampf war für Wahrheit und gute Sitte, für politische und religiöse Freiheit. So war denn auch sein sehnlichster Wunsch, seitdem er die Schriften Rabelais' kennen lernte, der deutsche Rabelais zu werden. Mit Eifer machte es sich an die Arbeit, und schon 1575 erschien die: „Affenteuerliche und Ungeheuerliche Geschichtschrift, Vom Leben, rhaten und Thaten der for langen weilen Vollenwolbeschraiten Helden und Herrn Grandgusier, Gargantua und Pantagruel, Königen in Utopien und Ninenreich" u. s. w., denen im Jahre 1582 und 1590 weitere vermehrte, wenn auch nicht wesentlich verbesserte Ausgaben mit noch groteskeren Titeln folgten. Aber das Werk des Rabelais war hier auf mehr als das Dreifache angewachsen, trotzdem das Fischartische ein Kapitel weniger enthält. Der ursprüngliche Gargantua hatte 58 Kapitel; das 3. Kapitel desselben ist von Fischart zu vier weiteren (3—6) ausgesponnen, so dafs er bis zum 47. um drei vorausbleibt; dann aber zieht er zweimal je zwei, und einmal drei Kapitel in eins zusammen, indem er einfach die Titel wegläfst. Und doch ist trotz der ausgedehnten Erweiterung die Reihenfolge im ganzen dieselbe geblieben, wenn auch die Form bisweilen geändert worden ist. Fischart zeigt nämlich das Eigentümliche, dafs er den Gedanken gewöhnlich da wieder aufnimmt, wo er ihn hat fallen lassen und etwas Eignes eingefügt hat. Die Zusätze sind so zahlreich und mannigfaltig, dafs man oft Mühe hat, das Original wieder zu erkennen; und doch stehn sie, so interessant und köstlich sie auch sind, mit dem Ganzen nur in losem Zusammenhange, indem sie keine neuen wesentlichen Züge weder zur Handlung, noch zum Charakter der Personen hinzufügen. Sie dienen lediglich zur Erklärung oder Erläuterung, oder zur Ausschmückung und Weiterausführung, und setzen überall da ein, wo sich für Fischart Gelegenheit bot, sein ausgedehntes und vielseitiges Wissen anzubringen. Dafs darunter der künstlerische Wert des Ganzen unbedingt leiden mufste, kommt Fischart dabei gar nicht zum Bewufstsein, wie denn seine Formlosigkeit und sein Mangel an Gestaltungskraft sein Grundfehler ist. Schon bei Rabelais ist durch mannigfache Exkurse der Gang der Handlung gelockert; das ist aber bei Fischart noch viel schlimmer, der, wie wir noch Gelegenheit haben werden zu sehen, immer sein Vorbild zu überbieten sucht. Dabei ist es interessant zu beobachten, in welcher Weise sich diese Sucht bei ihm immer mehr steigert, denn wie der synoptische Abdruck von Alsleben (in den Hallenser Neudrucken) zeigt, ist die erste Ausgabe dem Originale gegenüber am treuesten, vor allem in Bezug auf Namen von Personen und Örtlichkeiten, von denen besonders die griechischen später durchweg übersetzt sind; jede der folgenden Ausgaben hat weitere Zusätze erhalten, die entweder vorliegende

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gedanken weiter ausführen oder unverständliche Stellen, die früher aus Pietät gegen das Original stehn geblieben waren, deutlich machen sollen. Äufserst gering aber ist die Zahl solcher Stellen, die Fischart unübersetzt gelassen hat; sie beträgt zusammen nur wenige Seiten.

Es ist indes Fischart nicht immer gelungen, den ihm vorliegenden Text klar und richtig wiederzugeben. Eine genaue Vergleichung beider Werke, welche auch für diese Arbeit vorgenommen wurde, kann nur die schon von früheren Forschern, namentlich von Frantzen[1]) gewonnenen Resultate bestätigen, dafs sich nämlich in Fischarts Übersetzung zahlreiche Fehler, Irrtümer und Mifsverständnisse finden. Die Arbeit des deutschen Dichters hat, besonders in Hinsicht auf die Zusätze aus allen möglichen Gebieten des Wissens, auf die sprachschöpferische Kraft und Genialität, so sehr die Bewunderung aller Litteraturfreunde herausgefordert, dafs diese oft zu einer Überschätzung des Dichters führte, die es verhinderte, dafs man auch die Mängel der Übertragung erörterte, weshalb auch in früheren Arbeiten über das Verhältnis Fischarts zu Rabelais nur wenig davon die Rede ist. Unzweifelhaft ist und bleibt die Geschichtklitterung eine gewaltige Leistung, wenn man die Zeitverhältnisse und die Jugend des Dichters in Betracht zieht. In einem Alter von wenig mehr als 25 Jahren übertrug er ein Werk, dessen Verständnis selbst den Franzosen schwer werden mufste. Wie gering waren die Hilfsmittel, welche in Lexikographie und Grammatik Fischart zu Gebote standen! Er war zum grofsen Teil auf das angewiesen, was er selbst sich durch Lektüre angeeignet hatte, oder bei einem Aufenthalt in Frankreich hatte kennen lernen. Dazu gab es natürlich noch keine Kommentare zu Rabelais, wie wir sie heute besitzen, und trotz deren noch vieles unverständlich bleibt. In dieser Hinsicht gebührt seiner Übertragung, die so viel Gelungenes hat, uneingeschränktes Lob und aufrichtige Bewunderung. Dies darf aber nicht zu einer Verkennung ihrer Fehler oder gar dazu führen, die offenbaren Mängel der Arbeit beschönigen und zu gunsten Fischarts auslegen zu wollen, indem man darin überall eine wohlüberlegte Absicht seinerseits erblickt (wie es z. B. Ganghofer thut). Die genaue Gegenüberstellung beider Werke, des Gargantua und der Geschichtklitterung, ergiebt vielmehr, dafs ein konsequentes Arbeiten, ein planmäfsiges und bis ins Einzelne durchdachtes, folgerichtiges Schaffen durchaus nicht Fischarts Sache war, und dafs hierin seine grofse Schwäche liegt. Er übersetzt ganz mechanisch; wo er den Faden der Erzählung hat fallen lassen, da nimmt er ihn wieder auf, ohne sich grofse Kopfschmerzen darüber zu machen, wenn er seine Quelle verläfst oder von ihr abweicht; es herrschen dabei meist nur Zufall und Willkür, selten bewufste Absicht. Die Ursachen der Abweichungen sind häufig nur Mifsverständnisse und Irrtümer; sie erweisen sich deshalb oft dem Originale gegenüber als Verschlechterungen, indem sie dessen Sinn entstellen oder überhaupt gar Unsinn bieten. Im ganzen hält sich Fischart treu an seine Vorlage und folgt ihr fast sklavisch. Es ist also weder in Bezug hierauf, noch in Bezug auf die Ausdehnung seines Werkes wahr, was er selbst von seiner Übersetzung sagt (S. 14): „Doch bin ich an die Wort und Ordnung ungebunden gewesen: unnd mich begnügt, wann ich den verstand erfolget, auch hab ich jhn etwan, wann er aufs der Küheweyd gangen, castriert und billich vertiert, das ist, umbgewandt“. Aber Fischart arbeitete sehr flüchtig und richtete nicht immer den Sinn fest auf das Original, sondern liefs seiner Phantasie zu viel freien Spielraum; das Gelesene kombinierte er sich dann selbständig, indem er zuweilen das Original ganz aus den Augen verlor und sich mehr durch lautliche Anklänge als von der

[1]) Frantzen, Kritische Bemerkungen zu Fischarts Übersetzung von Rabelais' Gargantua. Alsatische Studien. Heft 3. Aufserdem gründet sich die vorliegende Arbeit auf die Monographien von Besson, Schwarz, Erich Schmidt (Allg. D. B. 7) und auf Schneegans, Geschichte der grotesken Satire.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bedeutung der zu übersetzenden Worte leiten liefs. So kommt es, dafs vielfach Wörter, ganze Ausdrücke oder Sätze falsch übersetzt sind; und finden wir solche Stellen, deren Sinn wir nicht ergründen können oder die überhaupt widersinnig sind, so ist der Grund dafür darin zu suchen, dafs Fischart dann selbst nicht verstand, was er vor sich hatte; die Mängel der Übersetzung liegen in der unvollkommenen Beherrschung der Sprache von seiten des Dichters, infolge der geringen Hilfsmittel, und in seiner Eigenart begründet.

Schon immer ist auf Fischarts Unfähigkeit hingewiesen worden, die Zahlwörter richtig zu übersetzen, besonders wenn sie mit *vingt* und *cent* zusammengesetzt sind; die Zählweise der Franzosen nach Zahlräumen mit 20 ist ihm ganz und gar unbekannt, so dafs ihm *sept vingt* (140) und *vingt sept* ganz dasselbe ist. Er versteht auch alle die Stellen falsch, wo die Bruchzahl hinter einem Substantiv steht, so dafs er *trois cents aunes et demie* mit: vierthalbhundert Gepäck (S. 173) übersetzt; höchst auffällig ist ferner die ungelenke Art, auch richtig übersetzte Zahlen einfach nebeneinander zu stellen. Viele unverständliche Stellen sind, wie oben erwähnt, auf flüchtiges Lesen des Dichters oder auch auf Druckfehler zurückzuführen, deren seine Vorlage nicht wenige gehabt haben mufs. Es ist Frantzen sogar gelungen, in einer Rabelais-Ausgabe von 1596 eine Anzahl Druckfehler nachzuweisen, mit denen Fischarts Übersetzung übereinstimmt, und es wahrscheinlich zu machen, dafs Fischart einen früheren Druck derselben Ausgabe, nämlich den bei Estiard in Lyon im Jahre 1571 erschienenen, benutzt hat. So liest er bisweilen *fl* für *ff*, oder verwechselt ähnlich klingende Wörter, wobei er nicht selten sehr auffällige Schnitzer macht. Es findet sich *tours* XXI mit *jours, prescher* XLIX mit *pescher, lievres* XXXIX mit *livres, long* mit *loing, veuillent* mit *vaillent, coussons* Achselstück, Zwickel mit *coussin* Kissen, *truelle* Maurerkelle mit *tuelle* Ziegel, Kachel und *troignon* Stumpf mit *roignon* Niere vertauscht; ja Wörter von ganz entgegengesetzter Bedeutung stehn für einander, wie wenn *continué* XXIII bei Fischart (S. 290) als angefangen, *guarentir* schützen als heilen, und *cane* Ente als Stock oder Rohr erscheint, weil er an *canne* dachte, und das erstere gar nicht kannte. Solche Unkenntnis erstreckt sich auch auf ganz einfache Wörter; so erscheint XVII *froumages de Brie* als getreyd (*froument*) aus Bryerland wieder; und absichtliche Verdrehungen Rabelais' wie XXXIII: *je tuerois un pigne* (Kamm) *pour un mercier* und XVI: *si n'estoient messieurs les clercs, vivrions comme bestes,* sind im Deutschen (S. 359 und 229) durch ganz unsinnige Übersetzungen wiedergegeben.

Häufig wurde also Fischart von seinen französischen Kenntnissen im Stich gelassen und war darauf angewiesen, den Sinn zu erraten, wobei er denn nicht selten Mifsgriffe that. Noch mehr als bei einzelnen Worten und Ausdrücken zeigen sich Irrtümer infolge mifsverstandener Satzkonstruktion. Diese Unsicherheit führte sogar zu einer seiner stilistischen Eigentümlichkeiten, dafs er nämlich sowohl das französische Wort als auch die Übersetzung in den Text setzt. Bei der Wiedergabe von Wörtern verfährt Fischart auf fünferlei Weise: am häufigsten wird das Wort übersetzt; oder das Fremdwort bleibt, erhält aber ein deutsches Aussehen, wodurch es erklärt wird (*antiquité* = Altiquitet, Altwibitet); oder neben das französische Wort tritt ein ähnliches deutsch klingendes (*appendix* = ein Anhenckichts oder Appendix); oder, wie oben erwähnt, der vollständig erhaltene französische Ausdruck tritt neben den deutschen (IX: Hoffnung und Espoir, X: Art und Specie, XIX: *poete seculier* weltlicher Sekularpoet); oder endlich, das Fremdwort wird übersetzt, aber ein demselben ähnlich klingendes wird danebengestellt (XXIII: *concoction* = Verdauung und Konkochsion). Für diese Manier Fischarts finden sich Beispiele auf jeder Seite. Oft, besonders bei Eigennamen, wird auch nur das französische Wort im Deutschen nachgebildet, wie *Marais* durch Marach, *Vaugaudry* durch Valgaldrich, *Mouillevent*

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durch Windmühle. Zu dem vorhin erwähnten Verfahren, der Wiedergabe eines französischen Wortes durch zwei andere, nahm er auch dann seine Zuflucht, wenn er nicht wufste, welches Wort er vor sich hatte. Aus *fondoit* in XIII: *lui-mesme les disoit pour y fondre* (gründet darauf) *quelques cas pratiques* macht er S. 98: „gofs und gründet und gab er einige Exempel", indem er unentschieden läfst, ob es von *fonder* gründen oder *fondre* giefsen kommt; ebenso übersetzt er S. 198 *battoit* schlug und bauet (von *bastir* oder *battre*). Zuweilen sind es ganz ungeheuere und sinnlose Worte, die auf solche Weise entstanden; wie Besenbalach (S. 183) oder kumälig oder zweibisch (S. 118). Im ersten Falle ist von einem Ringe die Rede, in welchem ein Blafsrubin (*balai* = *rubis balais*) gefafst war. Fischart denkt bei *balai* an Besen und bildet noch das angeglichene Balach daraus. Beinah kumälig oder zweibisch ist aus *prez guimaux* (Rab. IV) entstanden. Es tritt auch hier zunächst eine Verwechslung von *pré* Wiese mit *pres* beinahe ein; aus dem unbekannten, aber von Rabelais erklärten *guimaux* (zweimal im Jahre Gras tragend) entsteht erst das angeglichene kumälig und zweibisch (nach Analogie mit weibisch), indem *gui* = *bis* gesetzt wird. Wir haben diese Beispiele angeführt, um zu zeigen, wie treu Fischart seiner Vorlage folgt und auch Stellen, die er nicht verstand, mit möglichster Anlehnung an das Original wiedergeben wollte; dabei passieren ihm aber die unglaublichsten Schnitzer, und er verwickelt sich, ohne dafs er es merkt, in Widersprüche.

Es fehlt uns hier an Raum, auf alle Versehen und Irrtümer Fischarts im einzelnen einzugehn. Es ist aber klar, dafs sich die Schwierigkeiten häufen mufsten, wo er in seinem Texte idiomatische Redensarten, Gallicismen, sprichwörtliche Wendungen vorfand. Auch hier hält er sich so lange an die Vorlage, als er den Sinn zu treffen glaubte, der für uns freilich nicht immer erkennbar ist; wo dies indes nicht der Fall war, setzt er etwas ganz anderes dafür ein, indem er sich dabei von Zufälligkeiten, besonders von Ähnlichkeiten der Wortklänge leiten liefs, und indem ein Wort des Gallicismus in ihm das Gedächtnis an eine deutsche Redensart wachrief, in der etwas Ähnliches vorkam. So entsteht ein Gemisch von unverständlich übersetzten französischen Ausdrücken und guten deutschen Redensarten wie in Kap. 14 (= Rab. XI) von Gargantuas Jugend, Kap. 12 (= Rab. IX) von Gargantuas Livree, trotz der darin enthaltenen Zusätze, die von seiner erstaunlichen Sprachphantasie zeugen, und Kap. 15 (= Rab. XII) von den Spielpferden des Gargantua. Man mufs sich manchmal darüber wundern, dafs Fischart manche unlogische, unverständliche und widersinnige Stellen, bei denen er von seinen Kenntnissen des Französischen in Bezug auf Syntax und Idiom im Stiche gelassen wurde, bei späteren Ausgaben nicht aufgefallen sind; denn nur gering ist die Zahl derjenigen, welche er in ihnen entweder ganz ausmerzt oder zu bessern sucht, und zwar merkwürdigerweise nicht durch Zuhilfenahme des Originals, sondern durch irgend welche Zusätze. So redet er (S. 326) von dem Geschrey der Erschlagenen (statt Verwundeten *navrés*) und fährt dann fort: und als sie die armen Leut also tod und verwundt inn den Reben liegen sahen (für *ruez parmi la vigne et blessez à mort*), hörten etlich Beicht. Wie inkonsequent er war, und wie wenig er sich von seiner Arbeit Rechenschaft gab, ersehen wir unter anderem daraus, dafs er die *Vede*, einen kleinen Nebenflufs der Vienne, S. 373 ganz richtig als solchen fafst, S. 374 aber einen Forst und S. 360 eine Ortschaft sein läfst (den Forst und Vede).

Nicht immer sind derartige falsche Übersetzungen sogleich als solche zu erkennen, weil Fischart zuweilen in dem unrichtigen Ideengang verbleibt, so dafs sich ein ganz erträglicher Zusammenhang ergiebt, wie S. 397 die Antwort des Mönches über den Zweck des Betens der Horen und S. 269, wo Fischart von einem Bankett spricht, während in der Vorlage nur von *banqueter* (= sich auf die Bank legen) die Rede ist. Es ist auch sicher, dafs wir es in vielen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fällen mit bewufsten Änderungen zu thun haben, so namentlich da, wo französische Sitten, Kleider, Speisen durch ähnliche deutsche ersetzt werden, oder wo Rabelais von deutschen Gebräuchen oder deutscher Sprache in wegwerfender Weise redet, was Fischarts patriotischem Sinne widerstrebte, wie S. 251 und 276; er hilft sich dann damit, dafs er für deutsch: böhmisch oder wendisch setzt. Andrerseits aber war er ein viel zu guter Patriot, als dafs er in die Lobreden Rabelais' auf die Gallier oder Franzosen und die Pariser (S. 234) mit einstimmen könnte; und es ist ein Beweis für seine Geschicklichkeit, wie er gerade S. 194 die Ausdeutung der für die Franzosen so wichtigen weifsen Farbe zu gunsten derselben in das gerade Gegenteil zu verkehren weifs. Ebenso sind alle diejenigen Änderungen mit vollem Bewufstsein eingeführt, die ihren Grund in des Dichters Vorliebe für Reime haben, oder wo ein eingefügtes Wort eine ihm und seinen Lesern geläufige Vorstellung erwecken sollte, wie die eines grofsen Lärmens durch die Erwähnung des „Metzisch Geschütz" (S. 244). — Viel häufiger aber wird der Sinn des Originals entstellt, und zwar sowohl dadurch, dafs Fischart sich gar zu eng an den vorliegenden Text gehalten hat, die französischen Worte herübernimmt und sie nur dem Klange nach wiedergiebt, wodurch die Übersetzung steif und undeutsch und für den Leser unverständlich wird; als auch durch Änderungen, für die ein Grund nicht vorhanden ist, und zu welchen er in keiner Weise gezwungen war, wenn ihn nicht seine lückenhaften Kenntnisse und seine allzugrofse Phantasie dazu verleitet hätten. Dadurch kommt es, dafs manchmal ganz das Gegenteil von dem sich ergiebt, was Rabelais sagt, und dafs Züge in die Erzählung hineingetragen werden, die sich ursprünglich nicht darin fanden (S. 323 die Aufforderung Bruder Jeans zum Kämpfen, S. 346 der Grund, warum Toucquedillon sich und seinen Leuten die Zähne ausreifsen lassen will, S. 365 Tripets Worte über Gymnasts Kunststücke, S. 399 das unvorsichtigere Verhalten der Leute Gargantuas und S. 404 der unberechtigte Zug von der Tapferkeit Picrochols, der in den Worten liegt: Gleichwohl verzagt er nicht). — Die Mängel der Übersetzung treten noch besonders gegen das Ende derselben hervor. Als gröfstenteils mifslungen mufs die Übertragung der Ansprache Grandgousiers an die Besiegten bezeichnet werden, die freilich im Originale dadurch hervorragende Schwierigkeit bot, dafs sie, wie auch der Brief Grandgousiers an seinen Sohn (XIX), in einem altfränkischen und steifen, aber würdevollen Stile gehalten ist, den Fischart vergeblich nachzubilden versuchte. Da hier seiner Eigenart, seinem Sichgehnlassen, Fesseln auferlegt waren, so wurde die Übersetzung eintönig und schleppend, und vielfach unverständlich. Ebenso wenig Interesse scheint ihm der letzte Teil des Rabelaisschen Buches, der vom Bau und der Einrichtung der Abtei Thelema und von ihren Insassen handelt, eingeflöfst zu haben. Das Idealbild, das der französische Verfasser als Mönch hier schildert, hatte für ihn, den Protestanten, nicht die grofse Wichtigkeit wie für Rabelais, und eine noch geringere, wie er wohl fühlen mochte, für seine Leser; auch zeigt sich gerade hier Rabelais als der skeptische, vom heidnischen Geiste der Renaissance durchdrungene Humanist. Selbst die Freiheit der Bewohner reizte ihn nicht, da er als Bürger der Republik Strafsburg sich schon gröfserer Freiheit erfreute als die Unterthanen des absolutistischen Frankreichs. Zudem deutet alles darauf hin, dafs er sich beeilte zu Ende zu kommen, sei es, dafs ihn überhaupt der Stoff ermüdete, oder dafs es ihm an Zeit mangelte. Fügte er doch erst in der 2. Ausgabe das Schlufskapitel hinzu, und begnügte sich damit, dasselbe in der 1. Ausgabe zu versprechen. Die nämlichen Gründe mögen ihn auch von einer Fortsetzung abgehalten haben, denn die Erwähnung des Pantagruel und die Herübernahme einiger Verse des Prologs zu Buch II. weisen darauf hin, dafs er jenen wohl kannte. Obgleich Fischart sonst selten seine Vorlage kürzt, wie bei eingehenden anatomischen Beschreibungen (Kap. XLIV) und in der Verwendung von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bibelstellen, so tritt doch am Ende eine bedeutende Zusammenziehung ein. Die eigenen Zuthaten sind gering und beschränken sich auf das notwendig zu Erklärende; anderes aber zum Verständnis Unerläſsliche ist ausgelassen und das Beibehaltene höchst nachlässig übersetzt: ein Zeugnis dafür, daſs Fischart sich selbst das, was er beschrieb, nicht klar vorzustellen vermochte.

Wir haben bis jetzt die Übersetzerthätigkeit Fischarts mehr in negativer Weise ins Auge gefaſst; wir wenden uns nunmehr den positiven Seiten derselben zu. Fischart hatte sich das Ziel gesteckt, das Werk des genialen Franzosen auf „den deutschen Meridian zu visieren", oder wie es später (1582 und 1590) hieſs, „in einen teutschen Modell zu vergieſsen"; er wollte jenen Schriftsteller, dem er sich so kongenial fühlte, für ein deutsches Publikum zurecht machen, indem er dabei zugleich die Tendenz desselben wesentlich änderte. Der Gargantua Rabelais' war weniger für das Volk, als für die gebildeten Stände berechnet, in deren Mitte dieser lebte; Fischart aber hatte den deutschen Bürgerstand im Auge, aus dem er selbst hervorgegangen war. Deshalb unternimmt er die Übertragung, trotzdem sich schon andere daran versucht hatten, freilich, wie er selbst sagt (S. 14) „doch ohn Minerve Erlaubnus, und mit dazu ungemachenem und ungebachenem *Ingenio* und *genio*, zimlich schläfferig, ohne einig *gratiam*, wie man den Donat exponiert, unbegreifflich wider deſs Authors meinung, undeitlich und unteutschlich". Daher rührte sein Bestreben, alles, was nur den Franzosen verständlich sein konnte, zu verdeutschen, den Schauplatz nach Deutschland zu verlegen, den französischen Orts- und Personennamen eine deutsche Gestalt zu geben, fremde Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten, spezifisch französische Redensarten durch Zusätze zu erklären oder durch näher liegende deutsche zu ersetzen; daher auch die bedeutende Verstärkung des moralischen Elements. Freilich bleibt Fischart — und das ist sein Fehler — auch hier nicht konsequent; es entsteht so ein seltsames Gemisch von deutschem und französischem Gepräge, da vieles, was er nicht verstand oder erklären konnte, sein fremdes Gewand beibehielt; so ist besonders der Schauplatz der Handlung bald in Frankreich in der Touraine und bald in Deutschland.

Das deutsche Gepräge wird aber wesentlich erhöht durch die selbständigen, zum Verständnis der Übersetzung nicht erforderlichen Zusätze. Hier zeigt sich Fischart in seiner wahren Gestalt, hier treten seine Fehler und seine Vorzüge am deutlichsten zu Tage. Er ist, wie alle seine Schriften zeigen, kein eigentlich erfinderisches Genie; er ist mehr reproduktiv, als selbst Neues produzierend, aber doch ist er ein echter Dichter; nur mangelt es ihm an ästhetischem Gefühl und an Sinn für strenge und geschmackvolle dichterische Form. Im Zusammenhange betrachtet wirken seine Zusätze als unkünstlerisch, weil sie denselben in hohem Grade stören und die Aufmerksamkeit alle Augenblicke vom Stoffe abziehen; für sich genommen sind sie aber meist von hohem Werte und Zeugnisse seines dichterischen Talentes. Hier fühlt sich Fischart frei von den Fesseln, welche ihm die Übersetzung auferlegt, in welcher er sich so oft sklavisch an das Original hielt; hier zeigt er seine Selbständigkeit, die Vielseitigkeit und Fülle seines Wissens und Könnens. Überall knüpft er sein Eigentum an das von Rabelais Entnommene an, wo er nur irgend etwas hinzuzufügen weiſs; ausführlich schildert er deutsche Verhältnisse, oder ergeht er sich in geschichtlichen, geographischen oder ethnographischen Exkursen; es ist, als ob es nur einer leisen Anregung durch irgend ein Wort oder einen Gedanken des Rabelais bedürfe, damit er sogleich mit seinem Wissen auf dem Plane erscheint. „Sein Buch ist", wie Vilmar in seiner Geschichte der deutschen Nationallitteratur treffend sagt, „eine Welt, eine Welt von unerschöpflichem Reichtum, mag man es vom Gesichtspunkte der satirischen oder komischen Kunst, oder vom Standpunkte des Geschichtsforschers, zumal des Kulturhistorikers,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

betrachten; denn es soll sich niemand rühmen, das 16. Jahrhundert zu kennen, der nicht Fischarts Gargantua kennen und verstehen gelernt hat". Dieses Urteil bleibt in seinem Kerne zutreffend, trotzdem viele von den Zusätzen sich nur als müfsige Spielereien darstellen, die hervorgegangen sind aus dem Bestreben, sein Vorbild noch zu überbieten, sei es dafs er seiner Phantasie oder seinem wortschöpferischen und wortbildenden Talente die Zügel schiefsen liefs; trotzdem auch, dafs Fischart sich so wenig zu beherrschen gewufst hat in der Anbringung von Anekdoten, Witzen, Bildern und Vergleichen, in der Häufung der Synonyma und in Wortspielereien, und so den Genufs seines Werkes in hohem Mafse beeinträchtigte.

Gerade dem Übersetzer des Rabelais traten besondere Schwierigkeiten entgegen. Heute noch, wo wir doch mit guten Kommentaren für das Werk versehen sind, ist dessen Verständnis schwierig und bleibt manche Stelle dunkel. Der Grund hierfür liegt in dem Reichtum des Rabelaisschen Wortschatzes und seinen stilistischen Eigentümlichkeiten. Der Wortschatz enthält zahllose veraltete Wörter und Provinzialismen, eine Menge von Neubildungen, besonders onomatopöetische Wörter, die der Franzose geschaffen hat, um eine bestimmte Wirkung hervorzubringen, oder Ausdrücke, die er eigens für seinen Zweck den alten Sprachen entnommen und in ein französisches Gewand gesteckt hat. In allem sucht Fischart sein Vorbild zu erreichen; seine sprachschöpferische Kraft und seine Sprachgewandtheit, die heute noch Staunen erregen, überwinden spielend die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten. Mit Glück ahmte er die kühnsten Wortbildungen Rabelais' nach, selbst Worte, die sonst gar nicht existierten; er hat das Verdienst, die deutsche Sprache, die durch Luthers Bibelübersetzung so hoch zu Ehren gekommen war, in den Dienst der Satire gestellt zu haben. Aber freilich, er schofs auch weit über das Ziel hinaus, indem er in seinem Übermut, mit welchem er mit der Sprache umspringt, und infolge der Leichtigkeit und Kühnheit, mit der er sie handhabt, sein Vorbild zu überbieten sucht. Er pocht auf die Kraft der deutschen Sprache; für sie, besonders für die deutschen Vornamen, erhebt er mutig das Wort zur Verteidigung (S. 163). Die Fremdwörter sucht er zu verdeutschen durch Übersetzung ihrer Bestandteile, durch Wortgleichheiten (Schaffung neuer ähnlicher Wörter mit deutschem Aussehen), durch komische Umbildung, Verdrehung, oder Verschreibung in ihren Lauten oder etymologischen Teilen; dadurch, sowie durch die Häufung von närrischen und barbarischen Homonymen, durch das Suchen nach onomatopöetischen Ausdrücken, das Hineinzwängen von komischen Nebenbegriffen (hasenasinorig, hildebrantstreichig, Brotfession für Profession, Untenamend für Fundament u. s. w.) entsteht ein Gewirre, aus dem man sich nur mit Mühe herauswindet. Dazu kommt noch die bizarre, verschnörkelte und unübersichtliche Bildung seiner Sätze, gegenüber der verhältnismäfsig knappen und klaren Sprache Rabelais'. Alle stilistischen Eigentümlichkeiten desselben: die Anhäufung von Ausdrücken für ein und dieselbe Sache; die Aufzählung synonymer Substantiva, Adjektiva, Verba, die sich oft zu langen Listen ausdehnen; die Zusammenstellung gleicher oder ähnlich klingender Wörter; die Wortspiele und Wortverdrehungen; die Kreuzfiguren, d. h. die Wiederholung derselben Wortverbindung, aber in anderer Beziehung zu einander (XI: *mordoit en riant, rioit en mordant; V beuverie d'éternité* und *éternité de beuverie)* finden sich bei Fischart nicht nur an denjenigen Stellen, wo sie von Rabelais verwandt wurden, sondern werden selbständig gebraucht. Er kann gar nicht anders als einen Begriff durch zwei oder mehrere Worte ausdrücken; seine Vorliebe für Gleichklänge ist so grofs, dafs sich die Reime wie „eine üppig wuchernde Schlingpflanze durch das ganze Werk hindurch ziehen", und man von Reimsucht bei ihm sprechen mufs, der zuliebe er die nichtssagendsten Zusätze macht. Besonders sind die Titel alle gereimt; aber der des Kap. 41 zeigt, dafs er sich seiner Reimwut auch bewufst war. Wo Rabe-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lais ein Wort hat, hat er mindestens zwei; wo jener mehrere bringt, bietet er mindestens die doppelte Zahl, so dafs sich Worthäufungen finden, die halbe bis ganze Seiten einnehmen, wie die im Prolog S. 15 und 16 für das französische *beuveurs tres illustres et vous verolés tres précieux,* oder S. 17 für *callafatée et chargée,* oder S. 122 die 32 Ausdrücke für das einzige *dancèrent,* an deren Ende der Verfasser von sich selbst bekennt: „ich schnauff schier". So ist es auch sonst bei Fischart: was Rabelais erwähnt, führt er aus; was er beschreibt, wird bei ihm zur Liste, die schon verhandenen Listen zum Katalog. Man vergleiche nur die Aufzählung der Silenen (S. 17—18), der Titel seltsamer Bücher (S. 20), der Proben irriger und falscher Deutungen des Homer und Virgil (S. 24), der Beispiele für Hieroglyphen oder Gemählschriften und Schilderbilder (S. 188) und der albernen bildlichen Darstellungen von Devisen und Wahlsprüchen (S. 187), der wunderbaren Geburten gegenüber den sechs, die Rabelais als Beispiele für die des Gargantua erwähnt (S. 159); die lange Reihe von Verkehrtheiten in dem kindlichen Treiben des Riesensprössling (S. 192—202), von den Erfindungen, die er macht (S. 209—215), von den Büchern, die er mit Jobelin Bridé studiert (S. 222); die Liste der Karten- und Würfelspiele, die er früher verstand, bei Rabelais 214, bei Fischart 372 an Zahl (S. 259—268); der gymnastischen Übungen und Reiterkünste (S. 279—290), der automatischen Maschinen, die er erbaut (S. 304), und der Handwerker, die er bei regnerischem Wetter aufsucht (S. 294—296), der Waffen und Kanonen, welche die Anhänger Picrochols bei ihrem Einfall mit sich führen (S. 316—317). Erwähnt Rabelais im Kap. I die Thatsache, dafs manche jetzt Kaiser sind, die von Holzträgern und Bettlern abstammen, und umgekehrt, so giebt der deutsche Schriftsteller gleich zahlreiche Belege dafür, ebenso wie in der Aufzählung berühmter Pferde im Kap. 15 im Anschlufs an die Holzpferde Gargantuas, der Schwerter bekannter Helden, der historischen Persönlichkeiten und hochgestellten Leute, die wie Gargantua ein Handwerk lernten (Kap. 27 = XXIV), und derjenigen, die wie Diomedes und Ulysses, grausam mit den Körpern der Getöteten verfuhren (Kap. 39 = XXXVI). Hier geht Fischart in seinem Erklärungsdrange entschieden zu weit. Anders ist es an solchen Stellen, wo weitere Ausführungen durch die Natur der Sache geboten waren.

In Rücksicht auf die Leser aus dem Volke, die Fischart vor Augen hatte, bestrebt er sich anschaulicher zu sein, indem er drastischer, lebendiger und eingehender schildert, durch Vergleiche illustriert, und sich einer volkstümlicheren und konkreteren Redeweise bedient an der Stelle der abstrakteren des Rabelais. Schwierigkeiten, die sich dem Leser entgegenstellen, mufsten durch Erklärung beseitigt werden; Ortsnamen, Provinzialismen, speziell französische Redensarten, die vielen aus dem Griechischen und Lateinischen neugebildeten Wörter, Anspielungen auf geschichtliche Ereignisse, auf Mythologie und Sage des Altertums und der Neuzeit, alles machte Erläuterungen nötig. Aber was heutzutage in einen Kommentar gehörte, das ist von Fischart in den Text aufgenommen worden; mit seinem unendlich reichen Wissen weifs er solche zum Verständnis dienende Ausführungen anzubringen, die dem Anschauungskreise seiner Leser entsprechen. Ortsnamen werden so umgewandelt, dafs sie ein deutsches Aussehen erhalten, oder es werden deutsche dafür eingesetzt; fernerliegende werden durch Zusätze erklärt; Personennamen werden so verdeutscht, dafs sich in ihrer neuen Form oder in den Zusätzen, die zu ihnen treten, zugleich ihr Charakter erkennen läfst, wobei sich die Sprachphantasie des Dichters darin zeigt, dafs er für Gargantua allein 40 Umbildungen und für seinen Vater 22 erfindet. Das Verständnis historischer, sagenhafter oder mythologischer Namen und Ereignisse, ethnographischer und geographischer Angaben, französischer Redewendungen oder technischer Ausdrücke wird durch passende Vergleiche oder Zusätze unterstützt; als Beispiele dafür, die sich überall zahlreich finden, mögen besonders die Erklärung von *Miquelotz* (Pilger nach St. Michel,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

S. 378), die Ersetzung des *chemin de Faye* durch andere Ausdrücke, die einen Umweg bedeuten (S. 327), und der Erzählung der *farce du pot au lait* durch die Geschichte des Waldbruders mit dem Honigkrüglein (S. 356, 357) dienen.

Dazu treten nun noch die Ausführungen, welche Fischart in satirischer oder moralischer Absicht anbringt. Wir haben oben die Hauptzüge der Rabelaisschen Satire kennen gelernt. Die Gesichtspunkte waren für Fischart nicht mehr dieselben. Für ihn handelte es sich nicht mehr um eine Verspottung der Ritterromane; er brauchte nicht mehr zu kämpfen für das Durchdringen der Ideen der Renaissancezeit gegenüber den mittelalterlichen, klösterlichen und scholastischen. Die Umwälzung in den Geistern war schon eingetreten, die Wissenschaft erneuert worden. Nimmt auch Fischart alle Einzelheiten der epischen Handlung herüber, so ist doch bei ihm ein Interesse an ihr, die sich hauptsächlich gegen die Ritterromane wandte, nicht mehr vorhanden oder kommt wenigstens nicht zum Bewufstsein. Der Schwerpunkt wurde dagegen von ihm in den Moralgehalt des Werkes gelegt; daneben wird aber auch die Satire durchaus beibehalten und durch einzelne neue Züge bereichert. Die moralische Tendenz tritt in dem Werke überall mit Bewufstsein hervor; deshalb bleibt der Dichter auch nicht objektiv, sondern äufsert seine subjektive Meinung, lobt das Gute und tadelt das Schlechte, sei es in Sentenzen und Sprichwörtern, sei es in breiten moralischen Ausführungen. Unter diesen steht allen voran sein Exkurs über die Ehe im 5. Kap., als Grandgousier die Gargamelle zur Frau nimmt. Von der abschreckenden Schilderung des buhlerischen Treibens ausgehend, entwirft er ein ideales Gemälde eines sinnigen, gemütvollen Familienlebens mit Weib und Kind, das zum Besten gehört, was er geschrieben hat. Die Heiligkeit der Ehe wird mit tiefem Ernste als die Grundlage der Gesellschaft und als ein Gegenbild gegen die allgemeine Sittenlosigkeit und Zügellosigkeit hingestellt, deren Ursprung besonders in den beständigen, Europa verwüstenden Kriegen zu suchen ist; die Ausschweifungen und Roheiten der nichts verschonenden Kriegsleute werden drastisch beim Einfall der Truppen Picrochols geschildert. — Während hier Fischart seine moralischen Grundsätze direkt zur Geltung bringt, verwendet er anderwärts die Ironie, die Übertreibung zu ebendemselben Zweck. Durch die Steigerung des groben, ungeschlachten und rohen Wesens seiner Helden wurde die Erzählung im Sinne des Grobianismus umgestaltet, der in die Litteratur des 16. Jahrhunderts durch Dedekind (1549) und Caspar Scheid (1551), den Lehrer Fischarts, eingeführt worden war. Sein Wesen besteht darin, dafs die Roheit und Unflätigkeit der Zeit in Rede, Sitte und Lebensweise von dem heiligen St. Grobianus seinem Schüler in ironischer Weise empfohlen werden. Unter Scheids Einflufs war schon Eulenspiegel, dessen Geschichte Fischart in Versen darstellte, ein Grobianer geworden; die vielen im französischen Gargantua bereits liegenden Parallelen gaben diesem die Anregung, das grobianische Element bei der Schilderung seiner Helden noch mehr zur Geltung zu bringen, besonders in den ersten Partien des Werkes. Daher rührt auch die Erweiterung der ersten Sätze des III. Kap. von Rabelais zu drei langen eigenen Kapiteln. Ins Riesenhafte ist der kolossale Appetit und Durst der Helden übertrieben. Ausführlich wird ihre Unmäfsigkeit im Essen und Trinken geschildert, so dafs ihnen gegenüber die Helden Rabelais' Muster von Mäfsigkeit sind. Grandgousier läfst sich keine Gelegenheit zum Fressen und Saufen entgehn; alle Feste, besonders die Fastnacht, werden gefeiert. Ungeheuere Vorräte erfordert sein Appetit an Schinken, Würsten, Eiern, Käsen, Fischen u. s. w. Die Art der Verzehrung lernen wir kennen, und die Weine und Biere, die in seinem Keller lagern, um seinen Riesendurst zu stillen (Kap. 3 und 4). In der Trunkenlitanei (Kap. 8) fühlen wir uns in einen Saal von grofsartigen Dimensionen versetzt, in dem uns vor Summen und Getöse fast die Sinne vergehn, wo die Getränke in Strömen fliefsen und ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schlemperlied das andere jagt; winzig erscheint dagegen das bei Rabelais geschilderte Gelage. Überall wird die Unmäſsigkeit und das rohe Treiben gesteigert, besonders in der Schilderung des ländlichen Festes kurz vor der Geburt des Gargantua und in den jugendlichen Streichen desselben, in seiner Erfindung und in seiner ihm von den sophistischen Lehrern beigebrachten Lebensweise.

Gegen alle Thorheiten und Laster seiner Zeit zieht Fischart zu Felde. Der übertriebene Luxus, die Sucht nach Bequemlichkeit, der rasche Wechsel der Moden, die Einführung der kostspieligen, übermäſsig weiten fremden Trachten, die Verschwendungssucht in den Kleidern werden gegeiſselt; die einzelnen Berufsarten und Handwerke, die Betrügereien der Droguisten, Bankiers, Wucherer, Juden, Charlatane, Quacksalber, Rechtsverdreher werden an den Pranger gestellt. Die Satire gegen die Mönche und Sophisten wird weiter ausgeführt, zum teil werden sie direkt angegriffen. Die Unwissenheit und Dummheit und das Faulenzerleben der Klosterleute, welche nicht studieren „aus Furcht der Nachtkreckel und Ohrenmittel und fürnemlich der Liechtfligen“ (S. 386), werden mit beiſsendem Spott überschüttet; besonders macht sich Jan Onkapaunt über seine Mitbrüder lustig; seine Reden bei dem ihm zu Ehren veranstalteten Bankett werden weiter ausgesponnen; aber auch seine lateinischen Kenntnisse erscheinen in einem bedenklichen Lichte, trotzdem er noch als ein guter Lateiner hingestellt wird. Die Stiftung der Thelemiterabtei giebt sodann zu direkten satirischen Angriffen Anlaſs. In gleicher Weise wird die Satire gegen die Scholastiker und ihre erfolglose Lehrmethode verschärft durch Proben aus dem Vokabular ihres Küchenlateins, durch die Art wie sie die *Collectas Quesumus* und das *Agnus Dei* erklären und durch das Verzeichnis der 23 albernen Bücher, die Gargantua durchstudieren muſs; in der ihr Wesen, ihr Auftreten und ihre Redeweise parodierenden Rede des Janotus wird die Verwirrung noch bedeutend gesteigert dadurch, daſs er immer wieder auf den Zweck der Glocken zurückkommt und am Schlusse in total benebeltem Zustande sich auf einen Stuhl sinken läſst. Riesenhafte Proportionen erreichen bei Fischart die Eroberungspläne, mit welchen sich der König Bittergroll trägt und die er selbst vor seinen Hauptleuten entwickelt; das wahnsinnigste Zeug wird hier vorgetragen, denn bis in die Unterwelt will er hinabsteigen. Besonders eingehend wird natürlich der beabsichtigte Einfall in Deutschland erörtert. Gewaltig sind daher auch die Vorbereitungen und Rüstungen zum Kriege, und greulich die Verwüstungen, welche die feindlichen Soldaten in Grandgousiers Lande anrichten, wodurch Fischart die Greuel des Krieges brandmarkt. Von dieser Plage der Menschheit leitet er das unstäte Wanderleben her, und wendet sich besonders gegen die Auswandrersucht seiner Landsleute, der Schwaben und Württemberger, und vor allem der Schweizer. Die herrschende Unsittlichkeit ist die Folge davon, indem dadurch die Bande ehelicher Treue in bedenklicher Weise gelockert werden. Hier zeigt Fischart also seine Liebe zum Vaterlande, die er auch sonst allenthalben in seinem Werke zum Ausdrucke bringt. Die Feinde Deutschlands und die Feinde des Protestantismus werden hart mitgenommen; deshalb ändert er die oben erwähnten Lobreden Rabelais' auf die Gallier und die Pariser in ihr Gegenteil um; den letzteren insbesondere kann er die Schreckenscenen der Pariser Bluthochzeit nicht vergessen und nennt sie „freche Parides, die den toden Achillen (d. h. Coligny) stechen . . . und die toden Hugenotten in Pasteten fressen” (S. 234 cf. auch S. 417). Auch König Philipp von Spanien ist ihm gründlich verhaſst.

Es ist unmöglich, in diesem knappen Rahmen die Exkurse Fischarts eingehend und vollständig zu erörtern. Den bisher erwähnten schlieſsen sich noch zahlreiche andere an, in denen weniger eine satirische Tendenz, als die Sucht zur Übertreibung und das Verlangen Fischarts, mit seinem Wissen und seinen Kenntnissen zu prahlen, maſsgebend gewesen sind. Es gehören dahin, um nur

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die hauptsächlichsten zu erwähnen, der Bericht über die Auffindung des noch viel ausgedehnteren Riesengrabes, des noch wunderbareren Stammbaums und des rätselhaften, dem Antidot gegen Krimskrams nachgebildeten Gedichts; die Aufzählung fabelhafter Stammbäume; die breite Ausführung des Rabelaisschen Satzes, dafs Dichten und Trinken in engem Zusammenhange steht, was Fischart sogar durch die etymologische Verwandtschaft der Wörter *potare* und *poeta* beweist; die Steigerung aller Thaten des Gargantua, von seinem ersten, in mehreren Sprachen erfolgenden kindlichen Lallen an, so dafs er in allen Beziehungen als ein viel wunderbarerer Held erscheint; die humoristische Darlegung über den Ursprung der Kriege, die Fischart, nach Erörterung aller einschlagenden Ansichten, von den grenznachbarlichen Streitigkeiten um Eier ableitet; endlich die poetische Inschrift über der Bibliothek zu Thelema. Allen voran aber geht die von dem deutschen Dichter seinem Werke vorgesetzte Vorrede, in welcher er sich über den Zweck des Buches, das durch die darin enthaltenen abschreckenden Beispiele zur Besserung der Leser dienen soll, über die Person Rabelais', mit Nachbildung der von Ronsard auf ihn gedichteten Grabschrift, und über die Art und Weise seiner Übersetzung verbreitet. Fischarts Werk ist, wie Erich Schmidt treffend bemerkt, ein unerschöpfliches und einzig dastehendes Repertorium für die Sitten- und Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts, und so mufste sich diese Arbeit darauf beschränken, wenigstens eine Ahnung von der Reichhaltigkeit dieses selten gelesenen Buches und von seinem Zusammenhange mit dem französischen Werke zu geben.

Dr. W. Ellmer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf